

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die Fahrt aus dem Ruhrgebiet.

Von Kurt Kläber.

Der Abend ist grau verhangen und im Westen ballen sich Wolken. Der Wind treibt sie peisend über die Stadt und wirft ihre klitschige, kalte Masse in großen Tropfen zwischen die Häuser.

In den Straßen ist es dunkel. Ich höre die harten, klingenden Schritte der französischen Wachtposten und das hastige Schlürfen ellender Cirwohner, die sich verspätet haben.

Vor den Sperrketten staut sich alles. Hochbeladene Ziegelwagen versuchen umzudrehen, Autos fahren rückwärts, und der dicke, klumpige Strom der aus den Zechen heimkehrenden Bergleute biegt fluchend und schimpfend rechts und links in die kleinen Nebengassen.

Ich gehe die große Straße weiter nach dem Bahnhof hinunter. „Stehen bleiben!“ ruft der französische Posten in mühsam gebrochenem Deutsch, ensichert sein Gewehr, hebt es schußfertig in die Höhe und kommt auf mich zu.

Ich stelle meinen Koffer nieder, lächle über seine Vorsicht, aber er sieht mich stehend aus seinen dunklen Augen an und sagt mit besonderer Betonung: „Paß.“

Den Paß habe ich abends immer in der Hand. Er wirkt, nachdem er mich noch einmal gemustert hat, sein Gewehr über die Schulter, nimmt den Paß und entfaßt ihn.

„Ah, Mineur,“ sagt er, sieht mich freundlich an, klopf sogar auf meine Schulter und lächelt mir unbeholfen zu.

Hinter der Sperrkette ist die Straße ganz leer. Nur vereinzelt brennen Wächter in den hohen Geschäftshäusern, sonst ist es ganz dunkel. In der unheimlichen Stille dröhnen meine Schritte wie dumpfe, klanglese Schläge auf einen Sarg.

Ja, sie ist schauerlich geworden, unsere große, lebendige Stadt, stumm und tot.

Auf dem kleinen Bahnhof — der große ist seit Wochen gesperrt — stehen vereinzelt Gruppen von Arbeitern, trumm, gebeugt lehnen sie aneinander und sprechen leise. Ihre Gesichter sind verquält, hart, bissig, ihre Augen flackern unruhig. Dahinter drängen sich ärmliche, blasse Kinder mit gelben Pappkartons an grobknochige, hohe Weiber, weinen leise oder versuchen zu lachen.

Zug um Zug fährt ein, einer verdrängt den anderen. Ein großer Portier, mit einer gellenden Glocke läutend, ruft sie an und ab. Er ist die Seele des ganzen Bahnhofes, kein Fahrplan, kein Schild, nirgends bekommt man Auskunft: nur von ihm. Jeder Zug hat Verspätung. Oft muß er über Zehengleise und Güterbahnhöfe gefahren werden, aber er fährt, wird weiter geleitet, kommt an.

Auch unser Zug kommt. Prustend fährt die kleine, ausgediente Maschine, die für ihren großen gestohlenen Bruder einspringen mußte, in die Halle, und mühsam schleppt sie die schweren Wagen wieder heraus, rappelt sie über die verrosteten Nebengleise an den großen, besetzten Bahnhöfen vorbei in den Abend hinein.

Drohend und finster erheben sich rechts und links die schwarzen Schlackenberge, dunkel hocken dahinter die dicken Bäuche der Hochöfen und die Eisengerüste der Fördertürme.

Noch lebt diese eiserne Wucht, nur träger und langsamer pulsiert der Strom der Arbeit in ihr. Quietschend und kreischend surren die Drahtseilbahnen, und die Wagen hängen leer und schaukeln an ihren Rollen. Unter ihnen auf den Lehebänken klappert die Kohle behäbig, und die Jungen können die vollen Kohlenwagen kaum über die rostenden Schienen fahren.

Die kleinen Koksöfen an den Seiten liegen schon ganz still. Dort, wo tagaus tagein die zerbrannte Kohle aus den Ofenköchern gestoßen wurde, türmt sich nur noch ein schwarzer Berg Koks, hoch mit Stachelbrant umfriedet und von französischen Posten bewacht.

Auch aus den großen eisernen Hallen der Walz- und Schmiedewerke dröhnt nicht der donnernde Lärm wie sonst. Die Hämmer schlagen dumpf und eintönig auf das Eisen, selten hört man die groben, schreienden Stimmen der alten Schmiede, und die Feuer, die sonst fackelnd und sprühend ihre Funkenregen in die Nacht warfen, glühen, glimmern oder sind am Verlöschen.

Nur an den Hochöfen hört man noch die lauten Stimmen der Männer. Diese Riesen sind noch nicht erloschen, sind noch glühend, noch lebendig. Das Dröhnen auf und ab ratternder Karren schallt herüber, stürzendes Erz und fallender Koks poltern hinein. Da surrt, geist, pfeift, faucht, donnert und dröhnt es noch. Und wenn die kleinen flinken Männer mit ihren eisernen Stangen die dicken Ughmklumpen durchstoßen und die brennenden, siedenden Leiber aufreihen,

quillt, sprüht, zischt, loht das flüssige Eisen heraus und verbißt und verkühlt in den Hunderten von Formen.

Rot und glühend wälzen sich auch gleich darauf die brennenden Schlackenmassen der Hochöfen über die schwarzen Halben, übergießen Erde und Himmel mit ihrer feurigen Blut und erhellen die Nacht.

Aber sie verglühen schneller, und wenn sich die rote Blut zwischen den ausgelassenen Schlacken verliert, erscheint dieser große, gewaltige, eiserne Berg wie ein langsam verlöschender Vulkan.

Und es erlösch auch dieser große eiserne Berg. Es ist jetzt unheimlich still geworden. Die letzten Feuer verglühen in den Schmieden, und die Dunkelheit hängt sich drohend über die langen, flachdachigen Hallen, über die hohen eisernen und steinernen Gerüste, über die Schornsteine, Kühltürme, Windhüher und Kräne, über die quadratischen Blöcke der Gebäude, über die Verladebahnhöfe und über die weitausgestreckten Schuppen und Speicher.

Wie eine Riesenhand hängt sie darüber, und unsere ganze Industrie, dieses Gefüge von Tausenden und aber Tausenden von Willen, gespeist von Hunderten von Zechen, von den Feuern, die immer brennen, vor den elektrischen Kraftwerken, die ihre Ströme in jede Halle sandten, sie hält den Atem an, ihr Herzschlag stockt, und sie, die jede Nacht erhellt, wird langsam, aber unerbittlich von dieser Riesenhand erdrückt.

Auch die Menschen werden von ihr berührt. Sie stoßen sich nicht mehr hastend und drängend aus den Werten, sie ballen sich auf den Straßen zusammen, schieben sich mühsam vorwärts, und gruppenweise, schweigend und vornübergebeugt bleiben sie stehen und sehen zurück.

Ja, sie stockt, diese riesige Arbeitskraft, diese gewaltige Welle von Willen, Geist und ungeheurem Rhythmus, dieser Strom von Bewegung, der hier aus Erde und Feuer quoll und über die ganze Welt strömte, er stockt, und diese Menschen spüren, wie der unheimliche Druck, dieser eiserne Wille, der sie Tag für Tag vor die Karre, vor die Feuer, vor die Hämmer, vor die Pressen, vor die Walzen zwang, nachläßt, und sie lösen sich ganz von ihm, taumelnd, willenlos, und sie amten auf — vielleicht das erstemal. Und doch steht hinter dem Gesicht der Freude, das in ihnen aufsteigt, drohend eine Unruhe, eine Angst.

Dem diese Hand der Dunkelheit, die den langsamen Pulsschlag der Arbeit jetzt ganz umhüllt, greift weiter, tastet sich über die großen Schiebehöfe, über die unzähligen Gleise der Hochöfen, Zechen, Fabriken und Walzwerke, und überall, wohin sie tastet, wird alles still.

Sie wirken grotesk und unheimlich, diese Bahnhöfe, auf denen sich gefüllte Loren und Wagen in dicken Wäldern aufeinander drängen, die Kanäle und Wasserströme daneben, über denen sich plump die Kräne erheben, und aus dessen ausgelassener Tiefe die schwarzen, umgetippten Schleppläne herüberfrieren. Und dahinter ist die Kohle geballt, auf großen auslaufenden Halben, häuft sich das Eisen immer höher, und in den Speichern staut sich Ware an Ware.

Sie greift an den inwendigen Menschen, diese Dunkelheit, diese Stille, dieses Schweigen, und dieses doch immer wieder langsame Pochen, das noch aus diesen Giganten kommt und groß, erschreckend, daß auch der eigne Herzschlag stockt, steht über diesem einfarbig dunklen, sonst von Lärm und Rauch und Ruß und Feuer erfüllten Horizont:

Was kommt?

Und diese Frage steht vor jedem Menschen hier, vor dem Bergmann, vor dem Walzer, dem Gießer, dem Hochofenarbeiter: Wird er ganz sterben, dieser unser Gigant, dieser Kraftspeier, der Deutschland bewegt und treibt?

Immer drohender wird diese Frage, wächst immer ungeheurerlicher vor jedem Gesicht, und sie greift und tastet sich weiter an den blanken Bahngleisen entlang bis ins unbefahrene Gebiet, in die großen Städte, springt über die Grenze nach Holland, nach der Schweiz, nach Dänemark und Schweden, rührt an jeden Menschen: ja, wird er ganz sterben, dieser riesenhafte Feuerleib, der Millionen von Menschen nährt — und warum?

Weil sich diese Menschheit noch nicht erheben kann aus dem qualvollen Wahnsinn des Krieges, aus der Eier nach Gold und Besitz, aus dem Tanz der Vernichtung und des Untergangs, der Rache und des Hasses.

Schon stockt das Leben wieder, hört nicht nur hier, sondern in ganz Deutschland, in Europa den Atem an, Hunderttausende werden arbeitslos, hungern. Ist die Not, die Armut, das Elend der Welt nicht schon groß genug, gibt es nicht schon zu viel der Armen, der

Geschändeten der Verkrüppelten, will der Mensch seine Schuld noch vergrößern?

Unheimlicher wird die Stille, riesenhafter wächst die Dunkelheit über das Land, undurchdringlich und schwarz.

Der Zug hält, wir sind in Schornhorst. Der kleine Bahnhof ist kaum erleuchtet. Französische Posten gehen auf und ab. Offiziere kommen. Die Schaffner reißen die Türen auf. Es ist Pahl- und Gepäckkontrolle.

Gegenüber steht ein langer Güterzug. Französische Trainsoldaten reißen Fahrräder, Maschinenteile, Kisten aus den Wagen, stauen sie auf und fahren sie auf kleinen Handkarren weg. Sie sind erregt, schimpfen und heben die Hände. Manche lachen uns zu und sagen mit ihren hohen, singenden Stimmen: „Nix gut, Soldat nix gut.“ In unser überfülltes Abteil, in dem schläfrige Arbeiter neben dicken Bauernfrauen sitzen, tritt jetzt ein junger französischer Unteroffizier.

„Nix Zolbares?“ sagt er und lacht verschmigt in den kaum durchdringlichen Tabaksqualm. „Nichts, nichts,“ einige Arbeiter halten ihm ihre leeren Rucksäcke hin und er schlägt die Tür wieder zu.

Es geht nicht überall so lustig zu. Aus der ersten und zweiten Klasse steigen besetzte Männer und besetzte Damen, große Koffer trägt man fort. Dort scheint man strenger zu sein, laut und polternd hört man derbe deutsche Schimpfsworte und schrille französische Kommandostimmen.

Endlich pfeift unsere kleine Lokomotive wieder, die Abteile werden zugeschlagen, und wir fahren weiter — ins freiere Deutschland.

Die Farben der Blumen.

von Dr. Hanns Krafft, München.

Sehr glücklich unterscheidet unsere Sprache zwischen der allgemeinen Bezeichnung „Blüte“ und der etwas eingeschränkteren Bezeichnung „Blume“. Nur solche Blüten nennen wir Blumen, die sich durch Form und namentlich durch Färbung vom Grün der Belaubung abheben und unserm Auge auffällig sind. Vier Fünftel der deutschen Blütenpflanzen bringen Blumen hervor, der Minderheit sind Blüten eigen, die klein, grün oder grünlich, jedenfalls aber sehr unscheinbar sind: die Familie der Gräser, Riedgräser und Binien, die Mehrzahl der Laubbäume gehören hierher. Die Blumen behalten fast immer die Farbe bei, die sie beim Aufblühen besitzen, nur wenige Blumen ändern während ihrer Blütezeit noch ihre Farbe. Von den einheimischen Pflanzen gehört hierher zum Beispiel die Blumenkrone der Lungenkräuter, sie ist nach dem Aufgehen rot, um sich dann aber bis ins Blauviolette zu färben, ein Vorgang, den wir in ganz ähnlicher Form auch bei der Frühlingsplatterbse antreffen.

Die häufigsten Blumenfarben sind in unseren Breiten weiß und gelb. Kirchner gibt an, daß von den Blumen Deutschlands je 29 Proz. gelb und weiß, 16 Proz. rot, 12 Proz. blau und violett, 5 Proz. grün und gelbgrün, 4 Proz. lila, 1 Proz. braun und 4 Proz. deutlich mehrfarbig sind. Die weißen Farbentöne nehmen zu, je weiter nach Norden und je höher im Gebirge man vordringt, hat schon die Alpenflora 32 Proz. weiße Blumen, so steigt ihre Zahl in den baltischen Ländern auf 33, in Lapland auf 43 und in Grönland sogar auf 60 Proz. Umgekehrt treten in südlichen Ländern die weißen Blumen gegenüber den farbigen mehr und mehr in den Hintergrund.

Die Verwandtschaftskreise der Pflanzenfamilien zeigen hinsichtlich ihrer Blütenfarben bald bunte Mannigfaltigkeit, bald Beschränkung. So blühen die Doldenblütigen oft nur weiß oder gelb, alle Nierenartigen weiß, alle Hartheugewächse gelb, ebenso die meisten Jungblütigen unter den Korbblütigen. In der Familie der Rosen- und Nelkenblütigen ist der Farbenreichtum ein großer, nur die blaue Farbe fehlt hier gänzlich. Halten die Verwandtschaftskreise an bestimmten Farben stark fest, so zeigen die Blumenfarben im allgemeinen viel Neigung zum Variieren. Das ist in der freien Natur besonders leicht an solchen Blumen zu beobachten, deren normale Blütenfarbe blau ist; meist hält es nicht schwer — denken wir nur an die Leberblümchen, das Bergfahnenkraut, die Kornblume — von ihnen Exemplare aufzufinden, die rosa oder weiß blühen. Auch rote Blumen zeigen, wie zum Beispiel das Heidekraut oder die japanische Duitte, nicht selten eine Abänderung in weiß.

Alle Blumenfarben sind Pigmente, also gewöhnliche Absorptionsfarben. Die Farbstoffe, um die es sich dabei handelt, haben ihren Sitz im Innern der mit wässrigem Saft erfüllten Zellen, deren Wände alashell und durchsichtig sind. Sind die Zellen in allen ihren Bestandteilen völlig farblos, so ist das natürlich auch das Blatt, das aus ihnen zusammengesetzt ist. Es erscheint uns aber nicht wasserhell, sondern infolge seiner inneren Struktur undurchsichtig weiß. Jedes Blatt enthält nämlich in seinem Innern zwischen den Zellen sehr viele mit Luft erfüllte Räumchen und die zahlreich dichtstehenden Grenzflächen zwischen Zellwänden und Luftströmchen bringen den Eindruck einer weißen Fläche hervor.

Die Farbstoffe sind in den Zellen der Blumenblätter entweder an kleine Körnchen von bestimmter Gestalt gebunden, die man Chromatophoren oder Farbstoffträger nennt, oder sie sind im wässrigen Zellsaft gelöst. Von an die Körner gebundenen Farbstoffen kennen wir nur zwei, einen grünen und einen gelben. Die grünen Farbstoffträger sind die bekannten Blattgrüntörner (Chlorophyllkörner), die auch den Blättern und krautigen Stengeln ihre grüne Farbe verleihen; die gelben werden als Chromoplaste (Farb-

stoffkörner) bezeichnet. Die Blattgrüntörner haben eine eiweißartige Grundlage, die mit dem Farbstoff durchtränkt ist. Ueber die nähere Beschaffenheit dieses Blattgrüns oder Chlorophylls hat der Münchner Chemiker Prof. Dr. Willstätter ausgedehnte Untersuchungen angestellt, die ergaben, daß das Blattgrün zu $\frac{1}{4}$ aus einem Gemisch von zwei einander nahe verwandten grünen und zu $\frac{1}{4}$ aus einem Gemisch von zwei gelben Farbstoffen besteht. Einer dieser beiden gelben Farbstoffe, das Karotin, bildet auch den Hauptbestandteil der gelben Farbstoffträger.

Die zweite Gruppe der im Zellsaft gelösten Blumenfarbstoffe gehört zum weitaus größten Teil zu den sogenannten Anthocyanen, die in verschiedenen Farbentönen von Blau, Violett und Rot auftreten. Ihrer chemischen Natur nach sind die Anthocyane Glykoside, das heißt ätherartige Abkömmlinge von Zuckern. Bei Hydrolyse zerfallen sie in Zucker und die eigentlichen Farbstoffbildner, von denen man drei kennt, das Cyanidin, das Pelargonidin und das Delphinidin. Diese unterscheiden sich durch ihren Sauerstoffgehalt und danach ändert sich ihre Färbung vom Scharlachrot des Pelargonidins zum Karminrot des Cyanidins und zum Bordeauxrot des Delphinidins. Weitere Farbentöne kommen durch Einwirkung anderer Zellinhaltsstoffe, wie Gerbsäuren und Metallsalzen zustande. Gerade auf der Grundlage dieser Anthocyane beruht wohl in der Hauptsache die farbenprächtige Vielgestaltigkeit der Blumenfarben.

Der Schein.

Von Elise Feldmann, Wien.

Im Garten der Blindenanstalt spielten die Kinder.

Man sah sogleich, daß es blinde Kinder waren, denn ihre Bewegungen waren langsam und vorsichtig; sie spielten Ball und Haschen, und sie jauchzten, weil sie jung waren und weil es Frühling war.

Viele von ihnen hatten einen Schein. Das waren die, die nach Scharlach oder anderen Krankheiten oder nach Unfällen erblindet waren. Sie alle waren Kinder armer Eltern, und sie wuchsen in dieser Anstalt heran und wurden von öffentlichen Mitteln erhalten.

Die einen Schein hatten, waren die fröhlicheren, sie hatten eine Hoffnung. Jede dachte, sie werde einmal sehend werden. Und sie konnten herankommen und sagen: Seht, mein Schein wird heller und heller; ich werde sehen!

Diese Kinder, die nachts in ihren weißlackierten Betten lagen und träumten: O sehen! . . .

Aber schlimmer war es für die, die blind geboren waren. Ihre Mütter hatten an einer Krankheit gelitten, und es war bei der Geburt auf die Augen des Kindes nicht acht gegeben.

Sie lernten Lesen und Schreiben, aber je älter sie wurden, desto mehr fehlte ihnen der verlorene Sinn — und sie schlichen traurig im Hause umher.

Es war ein Mädchen unter ihnen, ein ganz stilles, kleines Mädchen mit blonden Locken und großen offenen, blauen Augen. Aber diese Augen waren stockblind — es war eine blind Geborene und sie hatte nicht die leiseste Spur eines Scheins.

Dieses Mädchen war von einer seltenen Güte. In der Gemeinsamkeit der blinden Kinder weckte ihre Seele bei allen. Allen half sie, alle tröstete sie — und sie wurde von allen geliebt wie eine gute Schwester.

Einst kam ein alter weiser Mann, der in fernen Ländern viel für die Blinden getan hatte und sah sich die Anstalt an. Man führte die Kinder vor und zeigte ihm das gute Mädchen.

„Nun, mein Kind,“ sagte er, „ich höre, du bist so gut. Ach, könnte ich dir etwas Schönes und Kostbares schenken.“

„O Herr, seid Ihr ein Zauberer?“ fragte das Mädchen.

„Nein,“ sagte er, „aber manchmal wünschte ich, ich wäre einer; dann würde ich dich sehend machen. Kein Opfer sollte mir dafür zu groß sein.“

„Mein Herr,“ sagte das Kind — es war so bescheiden — „ich wünschte mir nichts anderes als einen Schein, wie ihn so viele Blinde bei uns haben.“

„Du bist so schön,“ sagte der alte, weise Mann; wenn du zwanzig Jahre alt wirst, wirst du den Schein haben . . .“

Es vergingen die Jahre, aber der Schein zeigte sich nicht; die Augen des Mädchens blieben blind und tot.

Da lernte sie in ihrem neunzehnten Jahre einen jungen Mann kennen; der verliebte sich in ihre Schönheit und noch mehr in ihre Sanftmütigkeit und Güte. Und sie wurde seine Frau. Als sie zwanzig Jahre alt war, erwartete sie ein Kind.

Sie lag im weißen Bett und man brachte ihr das Neugeborene.

„Sieht es?“ war ihre erste Frage.

„Es sieht!“ erwiderte der Arzt.

„Ich bin gerettet,“ sagte sie, „denn es wird groß werden und sehen und mir erzählen, was es in der Welt gibt. Ich werde nicht mehr ganz blind sein. Ich werde einen Schein haben wie viele andere Blinde. Denn mein Kind wird mein Schein sein. . .“

Entlarvte Medien.

Von Leo Erichsen.

Eine gemeinverständliche Darstellung der sogenannten „offenen“ Probleme, mit denen heutzutage mehr denn je die Geirne verflochten werden, gibt Leo Erichsen in seinem Büchlein „Sinnliches — Ueber Sinnliches“ (Kosel Singer, Leipzig). Der Verfasser, durch seine Vorträge auf diesem Gebiet seit langem bewährt, geht dem Dünkel und Schwindel gehörig zu Leibe. Verdienstvoll ist besonders das Kapitel „Der Anflug der Materialisationsphänomene“; darin entlarvt er die Pseudowissenschaft der Schrenk-Rohing-Oesterreich, die ja noch immer in der sogenannten großen Presse Stütze findet. Unsere Probe spiegelt den Charakter des Buches aufs Beste.

War der Spiritismus im Anfang nicht viel mehr wie eine Sekte, so gewann da; ganze Gebiet bald ein anderes Gesicht, als die angeblichen Beweise für die Richtigkeit der spiritistischen Lehre von Gelehrten von Weltruf bestätigt wurden. Es zeigte sich das alte Spiel: das Wunder ist des Glaubens liebtes Kind. Der Mensch ist wundersüchtig und ist glücklich, wenn ihm ein Wunder von einer Autorität bestätigt wird. Als daher zu Anfang der spiritistischen Bewegung einige Gelehrte von Weltruf zu dem Resultat kamen, diese Beweise seien vorhanden, oder, vorsichtiger ausgedrückt, sie müssen vorhanden sein, da man ihre Unrechtheit nicht nachweisen könne, da horchte die Welt erstaunt auf und die Anhänger der spiritistischen Bewegung vergrößerten sich zusehends. Aber trotz der strengen Kontrolle der Gelehrten sind die meisten Medien früher oder später als Betrüger entlarvt worden! Und das ist für den leicht verständlich, der die Psychologie des Gelehrten kennt. Der wahre Große der Wissenschaft konzentriert sein Sinnen und Denken auf sein Spezialgebiet und zeigt meist für alles, was außerhalb dieses Gebietes liegt, eine geradezu naive Auffassung. Taschkünstler und Taschkenspieler zu entlarven, dazu gehört eine andere Vorbildung, wie die auf der Unversität gewonnene; zeigt doch die jüngste Vergangenheit deutlich, daß es immer wieder Persönlichkeiten gelingt, nicht nur einzelne Gelehrte, sondern auch die große Masse zu täuschen.

Die Geschichte des Spiritismus der neuen Zeit ist daher zugleich die Geschichte des Betrugens. Sie zeigt gleichzeitig, daß all die sogenannten Phänomene, für deren Anerkennung in der Gegenwart so eifrig geworden wird und die im Mittelpunkt so scharfer Kämpfe stehen, bereits einmal dagewesen und — als Betrugsmanöver entlarvt worden sind.

Es erregte ein ungeheures Aufsehen, als der berühmte Professor Crookes, u. a. Erfinder der Crookes'schen Röhre, der, als anfänglicher Gegner des Spiritismus, eingehende Versuche mit einem Medium angestellt hatte, plötzlich an die Öffentlichkeit trat: die Darbietungen seines Mediums, Florence Cook, seien unerklärbar, und als er daraufhin Förderer der spiritistischen Bewegung wurde. Glaubte er doch, alle Sicherheiten getroffen zu haben, um von vornherein jeden Betrug ausschalten zu können; und so war er überzeugt, als sein Medium in seinem, fern von London gelegenen, Landhause einen Geist materialisierte, ein Kind mit Namen Kate King, die Entstehung dieser Materialisation nur den medialen Fähigkeiten der Mrs. Florence Cook zuschreiben zu können, namentlich nachdem er dem Geist sogar eine Locke hatte abschneiden dürfen. Bei der Unehrlichkeit, mit der man gewöhnlich alle Gegenbeweise unterschlägt, werden in der spiritistischen Literatur diese Versuche von Professor Crookes öfters als Beweise für eine Geisterwelt angeführt, unterschlagen aber wird, daß dieselbe Mrs. Florence Cook bald darauf eine jämmerliche Niederlage erlebte. Sie wurde im Jahre 1899 von dem Warschauer Professor Drachorowitsch als Betrügerin entlarvt, denn es stellte sich heraus, daß der angebliche Geist Kate King die — leibhaftige Tochter der Dame war und von ihr durch Jahre in einem Koffer verborgen gehalten wurde oder daß sie selbst den Geist darstellte.

Verufen sich die heutigen Vertreter der Teleplastik auf die wunderbare Eigenschaft von Gelftern, die in Paraffin Abdrücke ihrer, vorübergehend materialistischen, Gliedmaßen zurücklassen, so sei an Bastian erinnert, den Liebling der Wiener, dessen Erfolge auch ein Beleg dafür sind, welche grenzenlose Leichtgläubigkeit und Kritiklosigkeit im Denken, welch ungeheurer Aberglauben vor vierzig Jahren in der Wiener Hofburg herrschten. Bastian führte häufig den erstaunten, erschreckten und gläubigen Mitgliedern der Hofgesellschaft Geistermanifestationen vor. Maria Theresia und Maximilian II., Rudolf von Habsburg und Josef I. hinterließen bereitwilligst in völliger Dunkelheit in einer großen Paraffinschüssel Abdrücke ihrer Hände und Füße. Eines Tages gelang die Entlarvung durch den damaligen österreichischen Kronprinzen Rudolf und den später verschollenen Johann Orth. Beide Herren, die einzigen Skeptiker in der Gesellschaft, hatten so geschickte Vorbereitungen zu einem Entlarven getroffen, daß in wenigen Minuten festgestellt werden konnte, daß Bastian Formen von Händen und Füßen aus feinsten Hausen-Blase bei sich trug. Diese Formen waren so winzig, daß sie leicht verborgen werden konnten. Sie standen durch einen feinen Schlauch mit einem kleinen Blasebala in Verbindung und wurden durch diesen, nachdem sie in das Paraffin getaucht worden waren, mit Luft vollaufgepumpt. Das Paraffin erstarrte bald, und so konnten die Formen, die nach einiger Zeit wieder völlig erschlaffen, leicht herausgezogen werden.

Gewiß ist in diesem Augenblick das Medium Eva C., das Medium, dem Herrn von Schrenk-Rohing sein Werk: „Materialisationsphänomene“ widmet, nicht reiflos des Betrugens überführt. Aber nur deshalb, weil bis jetzt keine Gelegenheit war, sie in einem Kreis von Persönlichkeiten auf ihre Echtheit zu untersuchen, die vollkommen objektiv und gleichzeitig imstande sind, Täuschungen auch wirklich als Täuschungen zu erkennen. „Ein Betrug

ist gänzlich ausgeschlossen,“ behauptet von Schrenk-Rohing. Welchen Wert ein solches Urteil besitzt, zeigt schon das letzte Medium von internationalem Ruf, das vor kurzem verstorben ist: Eusapia Palladino. Die berühmte „Gesellschaft für psychische Forschung“ in London fällt über diese Frau, nachdem sie sich eingehend mit ihrem Phänomen beschäftigt hatte, ein vernichtendes Urteil. Es wurde festgestellt, daß ihre „Telekinese“ (Fernwirkung) darin bestand, daß sie eine Briefwaage in Bewegung setzte, und zwar durch ein Pferdehaar, das zwischen den Fingerspitzen beider Hände geschickt gespannt worden war; an diesem Tage aber beobachtete einer der leidenschaftlichsten französischen Vorkämpfer des Spiritismus, Rochas, ein wunderbares Fluidum, das „von den Fingerspitzen der Eusapia ausströmte“, dasselbe Fluidum, das von Baron von Schrenk und seinen Freunden beobachtet wurde! Der berühmte Professor Münsterberg entlarvte etwas später die Eusapia Palladino, als er feststellte, daß sie ihren nackten Fuß aus ihrem Schuh gezogen hatte und ihn, vermöge einer unglaublichen Gelenkigkeit, als dritte Hand benützte!

Die schlimmste Sitzung war für Eusapia Palladino 1903, als der Berliner Gelehrte Dr. Moll, während sie wieder ihre Ausstrahlungen spielen ließ, kräftig zapuckte und abermals ein Pferdehaar feststellen konnte. Und wieder befanden sich unter den Anwesenden eine Anzahl Gelehrter, die von dem „wunderbaren Fluidum“ entzückt waren und entsetzt Moll von einem rohen Zugreifen abhalten wollten, da „durch ein solches das Medium, das sich ja in dem Zustande des höchsten Trance und der Ueberempfindlichkeit befand, getötet werden könne“. Moll schließt seinen Bericht mit den charakteristischen Worten: „Obwohl ich mich seit etwa 17 Jahren mit dem Spiritismus beschäftigt habe und dabei immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß es sich bei den Vorführungen der Medien im wesentlichen um absichtliche Betrügereien handelt, war ich doch etwas stuhig geworden, als man mir von den Wundern erzählte, die sich bei der Palladino begäben und man mir die großen Gelehrten nannte, die zu den gläubigen Anhängern dieser Frau gehören. Als sich aber meine Sitzung mit ihr unter verhältnismäßig günstigen Bedingungen hielt, da blieb für mich als Wunder nur eines übrig, nämlich der Umstand, daß große Gelehrte solch frechen, durchsichtigen Schwindel auf eine unbekannte Kraft zurückführen.“ —

Die Kaze.

Von E. Scheunpflug.

Wir sind die besten Freunde. Sie steht schon an der Tür, wenn ich schließe, und buckelt und schnurrt und streift grazios um mich herum, wenn ich eintrete, und ehe ich mich versehe, ist sie auf meinem Schoß und untersucht alle Taschen, ob ich etwas mitgebracht habe. Ich habe lange nichts mitgebracht, nichts mitbringen können, nicht die kleinste Sprotte. Sie sieht mich mit ihren glasklaren Augen enttäuscht und traurig an, und wenn ich mich an meine Arbeit setze, krallt sie nach dem Bleistift oder setzt sich auf das Manuskript, und ihre Blicke sagen es mir deutlich, habe lieber Holz oder fahre Müll, damit wir endlich diese vegetarische Lebensweise unterbrechen können.

Heute erhielt ich ein kleines Honorar. Ich musterte die Auslagen der Schlächter, Schinken, alle Arten Wurst, Würstchen. Da fiel mein Blick auf die Preistafel, und tiefes Leid zog in mein Herz. Vom letzten Honorar konnte ich noch ein Viertelpfund Wurst kaufen, heute wird es vielleicht nicht einmal zu einem Räucherhering reichen. Armes Käsechen, auch in deinem Auge wird eine Träne glänzen.

Zeit, aus Ewigkeit geboren,
Zeit, erkoren,
Zeit zu werden,
Anglück, Glück.
Zeit, berufen,
Wahn und Willen zu erfüllen,
Zeit erboten,
zu begraben, zu verdammen,
zu erheben, zu entflammen,
rätselreiche,
runenreiche
Zeit vor uns.

Alle Völker ärmstes Volk sind wir,
Alle Länder ärmstes Land sind wir.

Würfel darum deines Schicksals Woge,
daß sie freundlich für uns fallen,
daß wir aus dem Schrittelhallen
deiner Tage
Mut gewinnen,
daß wir aus dem Steigen, Sinken
deiner Richterwaage
der Gescheide
Kräfte trinken,
daß wir aus Nöde meistern,
Nöde zwingen
und ersehnten Auftrieb
frühestvoll zur Reise bringen.

Joh. Heinr. Braach
(in seiner Gedichtreihe „Wolke“ — Verlag
Friedr. Riedelhaus, Köln)

Die Seele der Dinge. Wir wissen heute nichts mehr von dem intimen Verhältnis zwischen dem Menschen und seiner Umwelt, wie es in naturnäheren Zeiten bestand. Wir befehlen die Dinge nicht mehr, mit denen wir umgehen; sie sind für uns tot und werden nach Bedarf abgenutzt. Von ihrer Befehlung erzählen nur noch die Märchen, in denen sich die Bratwurst durch den Brei schlingt und die Nadel ins Rissen sticht, um den bösen Wirt zu bestrafen. Und wie die Märchen uns nur für die Kinder geschrieben scheinen, so sind es auch nur die Kinder, die noch allgemein in einem solchen innigen Verhältnis zu ihrem Spielzeug und zu den Gegenständen ihres Gebrauchs stehen. In Japan haben sich unter den Kindern sogar noch gewisse Festgebäude erhalten, die auf solchen Auffassungen beruhen.

Da erfreut sich z. B. die Nadel, dieser unscheinbare, wenn auch unentbehrliche Gegenstand unseres täglichen Gebrauchs, einer besonderen Reizung. In den Mädchenschulen wird jährlich ein Fest der Nadeln abgehalten, bei dem man zusammenkommt, um all den großen und kleinen Nadeln, die während des ganzen Jahres den Fingern entschüpft sind, etwas Liebes zu erweisen. Vor einem Haufen aufgeschichteter Nadeln werden als Opfergaben Kuchen oder andere Liebhabereien der kleinen Mädchen dargebracht, und diese werden im Angesicht dieser Opferhandlung darauf von der Lehrerin darauf hingewiesen, wie achlos sie mit den armen Nadeln umgegangen sind. Um dann den schlecht Behandelten für den Rest ihres Lebens eine sanfte Ruhestätte zu bereiten, bettet jedes Mitglied der Klasse eine Nadel, die einst bessere Tage gesehen hat, in ein Nadelkissen, das aus einem Bohnendrei besteht.

Nicht minder menschlich gehen die Japaner mit ihren Spielsachen um. Sie gehören ja zu den Dingen, die uns einst die größten Freuden bereitet haben, aber wir vergessen ihre Wohltaten, wenn wir herangewachsen sind. Deshalb hat man in der Nähe von Tokio vor einiger Zeit den verlorenen oder zerbrochenen Spielsachen ein Denkmal errichtet. Vor diesem wird bei passender Gelegenheit von Kindern und von Großen eine kleine Feier abgehalten. Die Kinder lockt man nicht vergebens durch die Aussicht an, daß sie dabei ihre zerbrochenen Spielsachen wie neu zurückerhalten. Besonderer Ehrerbietung erfreuen sich die Puppen. In einem der Kindergärten in Tokio hält man jährlich einen buddhistischen Gottesdienst für gealterte Puppen ab, die bei dieser Gelegenheit aus den Händen des Puppenarztes verjüngt wieder hervorgehen.

Naturwissenschaft

Die nützliche Schmeißfliege. Die Fliege ist heute überall als Krankheitsverbreiterin verschrien, und viele Hygieniker predigen den Kampf gegen sie an. Wie nützlich und wichtig die Schmeißfliege ist, zeigen die neuen Forschungen Prof. Olt's, über welche er in der „Umschau“ berichtet: Schon 24 Stunden nach der Eiablage sind die Larven in lebhafter Bewegung; sie besitzen ein feines Wärmegefühl und ausgezeichneten Geruchssinn, so daß sie frisches Fleisch verlassen, wenn fauliges in der Nähe liegt, in dem sie ihre ersten Lebensbedingungen finden. Der vordere Rand der Leibesringe ist mit sehr spitzen, messerscharfen Chitinschuppen besetzt, die das Eindringen in tierisches Gewebe erleichtern. Kreuz und quer durchwandern sie das Gewebe und zersapeln es mit ihren Zähnen in feinen Brei. Durch Versuche hat Olt festgestellt, daß 125 Gramm Maden in 4 Stunden 200 Gramm feste Muskulatur restlos verflüssigen. Eine wirksame Hilfe bei ihrem Werk leistet ihnen der Luftsaurestoff. Daher ist der Fäulnisgeruch bei Gegenwart der Maden geringer als bei ihrem Fehlen. Mit der Nahrung werden zugleich Unsummen von Fäulnisbakterien aufgenommen und alle ohne Unterschied verdaut. Selbst die krankheitserregenden Bakterien, z. B. Milzbrandbazillen, werden im Darm der Made innerhalb zwei Stunden gelöst, und sogar die ungemein widerstandsfähigen Milzbrandsporen werden verdaut. Auch die wachsähnliche Leibessubstanz der Tuberkelbazillen wird vom Fliegendarm vollkommen aufgelöst. Olt hat Impungen an Meeresschweincheln vorgenommen, um festzustellen, ob durch die Verdauung der Bakterien die Ansteckungsfähigkeit erloschen ist, und fand, daß die Versuchstiere gesund blieben. Die Maden besitzen also ein Enzym von höchster Wirkung, das unterschiedslos alle Bakterien auflöst. — Die Larve der Schmeißfliege beseitigt somit verdorbenes Fleisch und Abfälle, indem sie zugleich alle Krankheitserreger unschädlich macht.

Wie weit reicht das Jagdgebiet eines Singvogels? Der bekannte Gründer und Leiter der Vogelschutzstation auf Burg Seebach (Kreis Langensalza), Freiherr von Berlepsch, hat auf Grund seiner langjährigen Forschung und Beobachtung den Satz aufgestellt, daß man das Jagdgebiet eines Singvogels innerhalb eines Kreises von 50 Metern Halbmesser um sein Nest suchen müsse. Diese Beobachtung des Forschers wurde auch im vergangenen Jahre anlässlich des Massenaufstretens des Buchenspinners in Thüringen wieder bestätigt. Der Seebacher Forst wurde von den Schädlingen verschont. Freiherr von Berlepsch, der den 500 Morgen großen Wald sehr reichlich mit Nisthöhlen ausgestattet hat, von denen im vorigen Sommer fast alle besiedelt waren, hat an der Rammerforster Grenze die äußersten Nisthöhlen in einer Entfernung von 50 Metern von der Grenze seines Besitzes aufgehoben. Nur an der Südostseite seines Waldes ist er auf einer Strecke von etwa 100 Metern von dieser Regel abgewichen, indem er die Höhlen unmittelbar an den

Grenzbäumen anbrachte. Hier zeigte sich das überraschende Bild, daß auf derselben Strecke der Rammerforster Wald in einer Tiefe von 50 Metern gleichfalls von Raupenfraß verschont geblieben war.

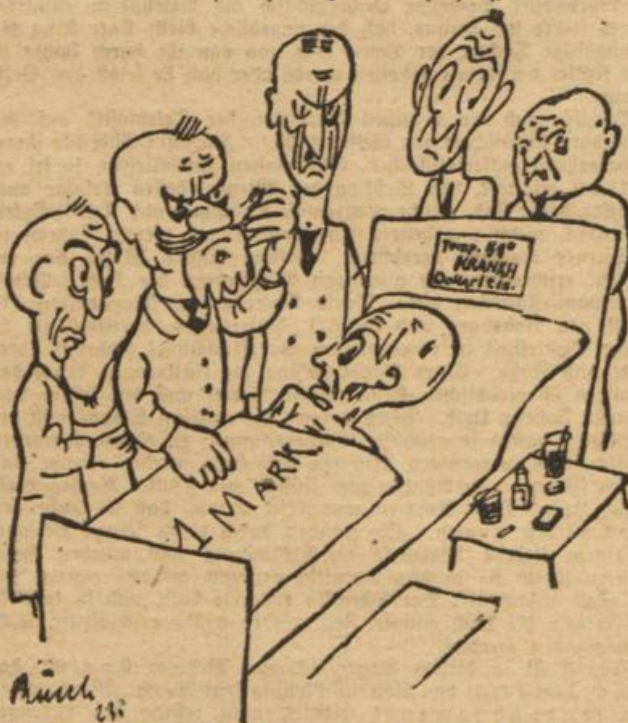
Sprachkunde

„Das Wetter ist ein schönes.“ Wer diesen Satz liest, wird gewiß sagen, das ist ganz lobes Deutsches. Es heißt richtig; das Wetter ist schön. So selbstverständlich diese grammatische Regel sein sollte, so wenig wird sie beachtet. Man kann Bücher und Zeitungen aufschlagen, wo man will, überall stößt man auf diese Sprachdummheit, das Adjektiv im Prädikat mit einer, eine, ein zu versehen, und zwar tun das die, wie gern einen gebildeten und wissenschaftlichen Stil schreiben zu wollen sich einbilden. Her leitet sich diese Unart von dem Lateinischen und dem Romanischen, die das Prädikat im Geschlecht nach dem Substantiv richten. Dem Deutschen ist dieser Gebrauch, bis vor kurzem wenigstens, fremd gewesen. Heute frisst sich diese Sprachdummheit immer tiefer ein; man hört sie sogar schon gesprochen; was um so unverständlicher ist, als es unbequem und langwierig ist, statt: „Der Zweck ist verfehlt“, zu sagen: „Der Zweck ist ein verfehelter.“ Man achte nur einmal bei der Zeitungslektüre darauf, wie oft dieser Unsinn wiederkehrt und welche Verrentungen die Stribenten anstellen, um diese pseudo-gebildete Sprachfeinheit anzubringen! Und unterstreiche alle die Stellen mit Rotstift und schicke das korrigierte Exemplar der Redaktion und schreibe hinzu, daß dieser Stil — ein schlechter sei.

Aus der Praxis

Sollen wir Kleintabakbau treiben? Bei den heutigen hohen Tabakpreisen wird sicherlich mancher Landwirt und Gartenbesitzer sich fragen, ob er nicht einen Versuch machen soll, seinen Bedarf an Tabak durch Eigenbau zu decken. Von den deutschen Landwirtschaftskammern, Obst- und Gartenbau- und Imterverbänden wird seit vorigem Jahre der Kleintabakbau dringend angeraten; denn er verspricht jetzt sehr befriedigenden und lohnenden Erfolg, wenn die Winke des Anbaues und das richtige Gärungsverfahren, die von den amtlichen deutschen Tabakbau-Sachverständigen empfohlen werden, befolgt werden. Die Gärung oder Fermentation wird nach dem Verfahren des Tabaktechnikers Heber vorgenommen, mit dem man auf einfache Weise einen guten, milden und angenehmen Tabak erhält, der dem im großen hergestellten völlig gleichwertig ist. Wenn also das Rauchen gekaufter Rauchware zu teuer ist, kann sich jetzt unter Beobachtung obiger Voraussetzungen mit befriedigendem Erfolg seinen Bedarf an Tabak durch Eigenbau decken. Er benötigt dazu freilich zur Anleitung des Tabakbaues ein brauchbares Tabakbuch. Als solche sind zu empfehlen: „Der deutsche Tabakbau“ vom amtlichen Tabakbau-Sachverständigen Hoffmann, Speyer; „Der Tabakbau in der Heimat“ vom amtlichen Tabakbau-Sachverständigen für Norddeutschland, Schulte-Altenrözel, Münster (Westf.) oder „Winke und Erfahrungen für den kleinen Tabakpflanzler“ vom Tabaktechniker Heber-München.

Untersuchungsausschuß.



Meine Herren, ich stelle fest, daß die Krankheit ihren natürlichen Verlauf nimmt. Wie Sachverständigen können zufrieden sein. Die Wissenschaft triumphiert.